

„Werft das Netz zur anderen Seite aus“

Predigt zur Verabschiedung - von Philipp Elhaus (Joh 21,1-14)

I. Er ist nicht mehr da – Kirche zwischen Abwesenheit und Gegenwart Christi

„Ihr kommt von der EKD? Ihr müsst euch mal entscheiden, ob ihr Aquarien bewachen oder Menschen fischen wollt.“

Mit diesen Worten wurde eine Delegation mit Leitungsspitzen aus der EKD und der Diakonie von einer jungen Managerin eines internationalen Social-Media-Konzerns empfangen.

Aquarien bewachen oder Menschen fischen?

Wie gut, dass uns unsere biblische Tradition mit passenden Geschichten zu dieser scheinbar einfach zu lösenden Alternative versorgt. Eine Fischfanggeschichte – mit nächtlicher Krisenerfahrung und überwältigender Fangquote. Wobei sich hier vielleicht ein zweiter Einwand bei der jungen Managerin regen würde. Eine fast zweitausend Jahre alte Geschichte als Wegweiser für eine strategische Zukunftsentscheidung? Und da soll etwas Innovatives herauskommen? Typisch Kirche: Wirklich von Gestern!

Biblische Geschichten bergen schöpferische **Erinnerungen**. Sie liegen hinter uns, vergangen, vorbei. Biblische Geschichten bergen **schöpferische** Erinnerungen. Sie liegen vor uns, bereit, sich neu zu ereignen. Wenn wir in ihnen schöpfen. Hier, jetzt, heute. Wie aus einer uralten Quelle. Frisch, neu.

Wenn ich in diese Geschichte hinein tauche, so mache ich eine interessante Entdeckung. An einem entscheidenden Punkt verschwimmen die Zeithorizonte. Simon Petrus und Co. - und wir heute, wir teilen eine fundamentale Erfahrung. **Er ist nicht mehr da**. Der Auferstandene. Der, nach dem wir uns Christen nennen. Der, der der Kirche ihren Namen gibt – kyriake = die zum Herrn gehören. Er ist nicht mehr da. Weder unmittelbar sichtbar, noch hörbar, noch greifbar. Mit ihm kann man nicht rechnen, ihn schon gar nicht verrechnen. Er hat eine Lücke hinterlassen, einen Riss, einen lichtvollen Abgrund.

„Nein“, höre ich die einen verstört sagen. „Er hat uns seine Gegenwart doch zugesagt.“ Und sie reden und handeln so, als säße Christus noch heute unmittelbar mit im Boot – im Zweifelsfall in ihrem eigenen. **Als ob Christus da wäre** ... Und vergessen dabei, dass seine zugesagte Gegenwart – „ich bin bei euch“ - zugleich eine Form seiner Abwesenheit ist.

Andere wirken auf mich so, als hätten sie sich an diese Lücke gewöhnt. Gewohnheit lässt bekanntlich abtumpfen. Da spüre ich wenig von Schmerz, von Sehnsucht, von der Klage, dass dieser ferne Heiland doch endlich den Himmel aufreißen möge. Man gestaltet Kirche, **als ob**

Christus nicht da wäre – und vergisst, dass seine leibliche Abwesenheit zugleich der Warte-
raum seiner Ankunft im Geist ist. „Siehe, ich stehe vor der Tür ...“.

Ich beneide manchmal diejenigen, die meinen, sie könnten diesen Riss unmittelbar über-
springen und sich der Christusgegenwart versichern, sei es emotional oder biblizistisch. Aber
weder Gefühle noch Buchstaben eignen sich als (Ver)sicherungshaft für einen Auferstande-
nen, den bekanntlich sogar verschlossene Türen nicht aufhalten konnte.

Ich habe Respekt vor denjenigen, die sich nüchtern und mutig den Aufgaben stellen, ihr
Leben und die Kirche im Grundgefühl der Abwesenheit Christi zu gestalten. Sie sind der Er-
fahrungswelt zahlreicher biblischer Texte so nahe ...

Auf beiden Seiten des Risses so viel Glauben und Unglauben zugleich – unvermischt und un-
getrennt.

Und ich spüre in Bonhoeffers Wendung vom „Beten und Tun des Gerechten“ die Kombina-
tion, die die Wahrheit beider Pole vereinigt. Leben im Riss, in der Lücke – in Klage und Dank,
Bitte und Lob - und im solidarischen Handeln, im Einsatz für das Rechte.

II. Im Trüben fischen – die Nacht der Vergeblichkeit

Wie gehen die Personen in unserer biblischen Geschichte mit dieser Spannung von Ab-
wesenheit und Gegenwart dessen um, auf den sie ihr Leben ausgerichtet hatten – und das er
auf den Kopf gestellt hatte?

Mit Petrus, symbolische Leitfigur der Kirche, begegnet uns die pragmatische Variante.
Jesus ist nicht mehr da. Darum:

„Lasst uns fischen gehen“. – „Wir kommen mit.“

Wo man mit Jesus nicht mehr rechnen kann, geht es zurück zu den alten Gewässern, wo die
vertrauten und entlastenden Routinen warten. Gewohnheitsrecht setzt sich durch.

„The same procedure as last year“ – Miss Sophie lässt grüßen. Damals wie heute.

Die Handgriffe sitzen, Erfahrung paart sich mit Schweiß, engagiert und kompetent wird gear-
beitet – *„aber in dieser Nacht fingen sie nichts“*. Umsonst, vergeblich, frustrierend.

Kirchenfrust in der Nacht. Die Netze wollen sich nicht mehr füllen. Obwohl wir so viel richtig
machen, Qualität verbessern, Strukturen optimieren, manchmal auch beten. Gesteigerte An-
strengung gepaart mit Erfolglosigkeit führt zum Burnout – systemisch bedingt. Kein Zauber-
wort scheint hier zu helfen. „Mission“ übrigens auch nicht. Wir verlieren an Relevanz und
Einfluss. Wir kommen aus der „Stabilität des Abbruchs“ (KMU 5) nicht heraus. Das kränkt. Im
Boot wird gestritten, über Schuldzuweisungen und Strategien. Die eigene Rolle wird in Struk-
turdebatten oft idealisiert, die der anderen abgewertet. Doch mit sola structura kommt man
aus dieser Nacht nicht heraus. Das Kirchenschiff gerät ins Schwimmen, kein Wunder. Bewegt

es sich doch selbst in einem sich ständig wandelnden, flüssigen Element namens Gesellschaft. Liquid church in liquid modernity.

Die Begegnung mit dem Fremden – paradoxe Intervention

„Als es dann Tag wurde, stand Jesus am Ufer. Aber sie erkannten ihn nicht.“

Morgendämmerung. Zeit der noch verschwommenen Konturen und der keimenden Hoffnung. „Morgenlicht leuchtet, rein wie am Anfang“. Schöpfungszeit. Neu-Schöpfungszeit. Ein Fremder – vom anderen Ufer. Ein Gespräch auf der Schwelle von Nacht und Tag, von Frust und Hoffnung, von Chaos und festem Grund beginnt. Und endet mit einer Empfehlung, die sämtlichen Fischerlatein zu widersprechen scheint.

„Werft das Netz zur rechten Seite des Bootes aus.“ Zur anderen Seite.

Ich sehe die Fragezeichen in den Augen. Und die stummen Einwände, die sich regen:

- „Das haben wir doch immer schon so gemacht“
- „Das klappt bei uns nicht.“
- „Haben wir auch schon probiert, hat auch nicht funktioniert.“
- „Der vom Ufer hat doch keine Ahnung, wie es hier bei uns im Boot, an der Basis aussieht.“

(Kleine Übung: Bitte falten sie die Hände, schauen Sie, welcher Daumen oben liegt. Falten sie noch einmal die Hände und bringen jetzt bewusst den anderen Daumen nach oben? Wie fühlt es sich an? Ungewohnt, fremd, gar nicht so einfach, die Finger ganz neu einzufädeln ...?)

Alte Muster zu erkennen – und zu durchbrechen, ist alles andere als einfach. Das ist anstrengend, herausfordernd, wie ein innerer Ringkampf, bei dem man eine Fülle von Einwänden überwinden muss. Doch die Jünger tun es. Und werden überwältigt von der Erfahrung der Fülle. In diesem Moment erst durchfährt es sie, wie ein Blitz – der Fremde vom Ufer, er ist es, der zugleich Vertraute, auf dessen Wort sie schon einmal gesetzt und sich riskiert hatten – und die Netze waren auch damals voll (nachzulesen im Lukasevangelium im 5. Kapitel).

Die Jünger lassen sich ein auf das Unbekannte, das Mehrdeutige, auf den dämmrigen Schwebezustand. *„Da warfen sie das Netz aus“* - das ist der Moment, in dem sich das Netz füllt. Und der Ort auf der Schwelle wandelt sich zu einem Ort des Segens und Lebens. Christus wird nicht daran erkannt, dass er theologische Richtigkeiten ausspricht, nicht an seiner äußeren Erscheinung – sondern daran, dass die Kruste aufbricht, auf der Realität steht.

Vielleicht kann uns diese Szene einen Deutungsrahmen für den Umgang der Corona-Krise zu Verfügung stellen. Denn sie zwingt uns, alte Muster zu durchbrechen und im Schwebezustand der Krise mit allen ihren Gefahren und Chancen unsere Netze zur anderen Seite auszuwerfen.

III. Am Grillfeuer des Auferstandenen

Inmitten der überwältigenden Erfahrung steht Jesus am Ufer.... und grillt. Bemerkenswert, dass der Mann der Bergpredigt und der übers Wasser gehen konnte, offenbar auch in der Lage ist, eine einfache Mahlzeit zuzubereiten. **Jesus – der Grillmeister**. In dieser Geste wird klar: wir werden nicht zu kurz kommen. Das Netz wird nicht zerreißen. Der Morgennebel hat sich gelichtet. Kein Wumms, aber ein bisschen Brot und Fisch zum Frühstück. Geteiltes Leben – und wieder blitzt das Vertraute in der Szenerie durch. „*Er nahm das Brot...*“. Im Moment der Erinnerung leuchtet seine Gegenwart auf – und uns ein. Für einen Moment müssen wir nichts fragen. Jedenfalls nicht Gott.

IV. Die beiden Orte der Christuserwartung

Biblische Geschichten bergen schöpferische **Erinnerungen**. Sie liegen hinter uns. Wir wissen, wer der Fremde am Ufer war. Wir wissen, dass sich das Risiko des Experimentes damals gelohnt hat. Wir wissen, dass Jesus mit gefülltem Grill am Ufer wartete.

Biblische Geschichten bergen **schöpferische** Erinnerungen. Sie liegen vor uns. Die Erfahrung der Fülle, das Aufleuchten seiner Gegenwart– beides steht noch aus. Unverfügbar. Wir stehen – wie damals – in der Schweben, auf der Schwelle, im Riss, in der Lücke. Aber es gibt zwei Orte, an die die Geschichte uns weist, mit neugieriger, erwartungsvoller Haltung.

Zum einen in die **Begegnung mit dem Fremden** – vom anderen Ufer. Egal, wie wir die Kategorie des Fremden füllen – diese Begegnung kann befremdend sein, irritierend, verstörend. Aber wenn wir uns auf dieses Fremde einlassen – und es nicht ausgrenzen noch vorschnell vereinnahmen - verbirgt sich darin die Möglichkeit, miteinander den größeren Christus zu entdecken. Dann wird die Begegnung mit dem Fremden der Weg, auf dem die Kirche ihre eigene Sendung wiederfinden kann. „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“ (Klaus Hemmerle). Das geht nicht ohne Irritation, ohne Risiko, ohne Ungewissheit, ohne Experiment. Nicht ohne Öffnung zum Unbekannten hin, nicht ohne Reise ins Fremde, bei der man auch und gerade über sich selbst Neues entdeckt. Keine einfache Bestätigung des Eigenen.

Der zweite Ort, an die uns die Geschichte weist – in der Spannung von Erinnerung und Erwartung - sind die **Grillfeuer des Lebens**. Am Sonntag – und auch im Alltag. Da, wo Leben geteilt, Hoffnung genährt, Leiden gestillt, Widerstandskraft gestärkt wird. Da, wo ich willkommen bin. Einkehren kann. Mit Rainer Maria Rilke gesprochen: „Rast. Gast sein einmal. Nicht immer selbst seine Wünsche bewirten mit kärglicher Kost. Nicht immer feindlich nach allem fassen, einmal sich alles geschehen lassen und wissen: was geschieht, ist gut.“ Da, wo im geteilten Alltagsbrot das Brot des Lebens zu schmecken ist – weil die harte Kruste der Realität aufbricht und wir verwandelt werden. Denn Liebe – mächtigste Kraft der Verwandlung – ging schon immer durch den Magen.

V. Netze auswerfen – nicht Menschen fischen

„Ihr kommt von der Kirche? Ihr müsst euch entscheiden, ob ihr Aquarien bewachen oder Menschen fangen...“

Nein, Menschen fangen, das ist nicht unser Job. Wer Menschen fangen will, der muss andere Menschen verzwecken, instrumentalisieren, sie ihrer Würde berauben. Menschen fängt man im Spätkapitalismus, nicht im Reich Gottes.

Wir müssen uns entscheiden, ob wir Netze auswerfen wollen, auch zur anderen Seite, inspiriert durch die Begegnung mit dem Fremden. Nichts anderes tun als das, was unser Auftrag ist. Aber es anders tun als bisher. Ins Ungewisse handeln, uns Risiken aussetzen, erproben. Mit heiliger Neugier und adventlicher Erwartung, dass Er, Christus, sich zeigt. Mit dieser Haltung in die Zukunft gehen, den kirchlichen Zukunftsprozess gestalten.

Damit sich Menschen in Freiheit gefangen nehmen lassen können

- von der Schönheit des Reiches Gottes
- von dem Himmelsglanz aus Säuglingsaugen
- von der revolutionären Liebe des Bergpredigers
- von der Verletzlichkeit eines Gottes, der uns leiden mag
- von der Kraft der Hingabe, die nicht totzukriegen ist
- von der Fülle des Lebens, das die Alltagskrusten durchbricht

Und wir staunen, im Moment der unerwarteten Fülle, über den Fremden, der sich als der Vertraute zeigt – und am Grill auf uns wartet.

Amen.